

Wen suchst du?

JOHANNES 20

von Justina Metzdorf OSB

74

LECTIO DIVINA

Maria aber stand draußen vor dem Grab und weinte. Während sie weinte, beugte sie sich in die Grabkammer hinein.¹² Da sah sie zwei Engel in weißen Gewändern sitzen, den einen dort, wo der Kopf, den anderen dort, wo die Füße des Leichnams Jesu gelegen hatten.¹³ Diese sagten zu ihr: Frau, warum weinst du? Sie antwortete ihnen: Sie haben meinen Herrn weggenommen und ich weiß nicht, wohin sie ihn gelegt haben.¹⁴ Als sie das gesagt hatte, wandte sie sich um und sah Jesus dastehen, wusste aber nicht, dass es Jesus war.¹⁵ Jesus sagte zu ihr: Frau, warum weinst du? Wen suchst du? Sie meinte, es sei der Gärtner, und sagte zu ihm: Herr, wenn du ihn weggebracht hast, sag mir, wohin du ihn gelegt hast! Dann will ich ihn holen.¹⁶ Jesus sagte zu ihr: Maria! Da wandte sie sich um und sagte auf Hebräisch zu ihm: Rabbuni!, das heißt: Meister.¹⁷ Jesus sagte zu ihr: Halte mich nicht fest; denn ich bin noch nicht zum Vater hinaufgegangen. Geh aber zu meinen Brüdern und sag ihnen: Ich gehe hinauf zu meinem Vater und eurem Vater, zu meinem Gott und eurem Gott.¹⁸ Maria von Magdala kam zu den Jüngern und verkündete ihnen: Ich habe den Herrn gesehen. Und sie berichtete, was er ihr gesagt hatte.

DIE DYNAMIK der Geschichte Gottes mit den Menschen, wie sie in den Erzählungen des Alten Testaments aufscheint, lässt sich unter verschiedenen Perspektiven betrachten. Eine besteht darin, sie als eine einzige große Suchbewegung zu lesen, und zwar eine gegenseitige. Gott sucht den Menschen: „Adam, wo bist du?“ (Gen 3,9), und der Mensch sucht Gott: „Dein Angesicht, Herr, will ich suchen“ (Ps 27,8). Gottes Suche nach dem Menschen lässt ihn über den Weg der Menschwerdung bis in den Tod gehen. Dort, am Tief- und Wendepunkt der Geschichte, im Gartengrab bei Golgotha, treffen der suchende Gott und der suchende Mensch aufeinander. Die Ostererfahrung der Maria Magdalena, ihre Begegnung mit dem Auferstandenen, lässt sich als ein Paradigma für die christliche Gottsuche lesen. In Jesus Christus, dem „Bild des unsichtbaren Gottes“ (Kol 1,15), hat Gott sich uns vor Augen gestellt. Ihn zu suchen bedeutet nichts anderes, als dass wir uns von ihm die Augen öffnen lassen.

Verlust und Sehnsucht

Am Beginn einer jeden Suche steht das Empfinden von Mangel oder von Verlust. Wem nichts fehlt, der sucht auch nicht. Es ist ein tiefer Schmerz, von dem Maria bewegt das Grab Jesu aufsucht. Es war aber wohl nicht allein ihr Schmerz über den Verlust Jesu, der sie veranlasste, sich an diesen Ort zu begeben. Schmerz und Trauer allein reichen nicht aus, um aufzubrechen. Das sieht man an den übrigen Jüngern, die sich nach dem Karfreitag zunächst nicht vom Fleck rühren, sondern in Jerusalem, im vermeintlich sicheren Versteck, verharren.

Jede Suche beginnt mit einer Sehnsucht oder einer Hoffnung. Ohne sie fängt keine Suche an. Maria war offensichtlich bewegt von einer unsagbaren, kaum greifbaren, ganz leisen Hoffnung, Sehnsucht, Liebe, die dem Tod trotzt: „Stark wie der Tod ist die Liebe“ (Hld 8,6). Johannes Paul II. hat an unserer westlichen Gesellschaft eine „Kultur des Todes“ diagnostiziert. Zugedeckt von materialistischem Konsumverhalten und überschüttet von immer neuen Schreckensnachrichten, können sich Hoffnung und Sehnsucht nach Gott im Leben der Menschen kaum mehr Bahn brechen.

Maria aber geht in den Garten zum Grab Jesu. Sie findet dort jedoch nicht vor, was sie erwartet hat. Das Grab ist offen und leer, der schwere Stein, der es verschlossen hatte, fort. Sie weint. Das sagt der Evangelist viermal innerhalb weniger Zeilen. „Weinen“ ist das Verb, das am häufigsten in dieser Perikope vorkommt. Die Suche nach Gott spielt sich nicht in den Ruhe- und Komfortzonen des Lebens ab. Paulus bringt die wichtige Unterscheidung zwischen der Traurigkeit, die zum Tod führt, und der Traurigkeit, die zum Leben führt (vgl. 2 Kor 7,10). Marias Traurigkeit erwächst nicht aus der „Kultur des Todes“, ihr Weinen stürzt sie nicht in die Depression und macht sie keineswegs handlungsunfähig: Sie beugt sich in die Grabkammer, sie nimmt die beiden Engel wahr und kann ihnen auf ihre Frage, warum sie weine, Antwort geben: *Sie haben meinen Herrn weggenommen*. Maria benennt klar, durch den Tränenschleier hindurch, warum sie weint und wen sie sucht: *meinen Herrn*.

Hinwendung zum Unerkannten

Diese Klarheit führt sie zu einem ersten Wendepunkt: *Sie wandte sich um und sah Jesus dastehen*. Sie hält ihn aber für den Gärtner, als er sie fragt: *Wen suchst du?* Maria antwortet dann gar nicht auf seine Frage, sondern zeigt erstaunliche Entschiedenheit: *Sag mir, wo du ihn hingelegt hast, dann will ich ihn holen*. Wie will Maria allein, wie sie ist, den schweren Körper eines Erwachsenen transportieren? An diese Frage hat sie offensichtlich keinen Gedanken verschwendet. Sie hat alles ausgeblendet und nur das Eine im Blick: Ihren Herrn finden und ihn holen. Da ist Maria

in guter Gesellschaft mit dem Hirten auf der Suche nach seinem verlorenen Schaf. Hat er an irgendwelche Schutzmaßnahmen für die neunundneunzig Schafe gedacht, als er zur Suche nach dem einen verlorenen aufbrach? Er lässt sie einfach zurück! (vgl. Lk 15,4). Die Suche nach Gott konzentriert und fokussiert den Blick auf das Wesentliche, und sie braucht wilde Entschlossenheit. „Sucht zuerst das Reich Gottes, alles andere wird euch dazugegeben werden“ (Mt 6,33).

Hinwendung zum Erkennen

Aber die Frage klingt noch nach: *Wen suchst du?* Offensichtlich hat Maria, die den, der zu ihr sprach, nicht erkannte, sich wieder von Jesus abgewandt hin zum leeren Grab. Jesus ruft sie jetzt beim Namen: *Maria!* Und ihre Suche kommt zum zweiten Wendepunkt. Er, den sie mit aller Sehnsucht sucht, stand die ganze Zeit bei ihr, aber sie hat ihn nicht wirklich gesehen, vermutlich, weil sie ihn so nicht erwartet hat. Maria suchte den Jesus, den sie kannte, und so, wie sie ihn kannte. Das lenkt ihren Blick zurück ins leere Grab, dorthin, wo er nicht ist. Die Suche nach Gott muss sich von ihm selbst leiten lassen. „Ich habe dich beim Namen gerufen, du gehörst mir“ (Jes 43,1). In dem Augenblick, da er sie beim Namen ruft und sie sich zu ihm wendet, erkennt Maria, dass der vermeintliche Gärtner Jesus ist, den sie suchte: *Rabbuni, mein Meister!*

Die Geschichte könnte hier am Ende sein. Das ist sie aber nicht. Der Höhepunkt der Erzählung steht noch aus. Maria greift nach ihm und will ihn festhalten. Jesus lässt das nicht zu: *Halte mich nicht fest!* Maria will den, den sie vor Ostern gekannt und erlebt hat, festhalten, Jesus, ihren Rabbuni. Aber der Auferstandene ist nicht nur *ihr* Meister, sondern er ist *der* Herr. Er lässt sich nicht festhalten und umgreifen: „Wenn du ihn erfasst hast, ist es nicht Gott; konntest du ihn ergreifen, hast du etwas anderes als Gott ergriffen“ (Augustinus, sermo 52,6).

Und doch legt der Text nahe, dass sie ihn berührt hat. Die griechische Verbform, der Aorist, bringt einen bestimmten Zeitaspekt zur Geltung; in diesem Fall beschreibt er das Ende oder den Effekt einer Handlung: „Hör auf, mich festzuhalten!“ Durch die Berührung mit dem Menschen Jesus gelangen wir zur Erkenntnis des wahren Gottes; das ist zutiefst johanneische Theologie: „Was wir gehört, was wir mit unseren Augen gesehen, was wir geschaut und was unsere Hände angefasst haben vom Wort des Lebens – das verkünden wir euch“ (1 Joh 1,1-3). Gott ist keine abstrakte Idee, sondern lebendige Person. Er ist das „Wort des Lebens“, das „Wort, das Fleisch geworden ist“ (Joh 1,14). Wir fassen ihn an in der Lesung der Heiligen Schrift, aber wir müssen uns vom vordergründigen, wörtlichen, rein historischen Begreifen lösen und uns von ihm in das geistliche Verstehen leiten lassen, sonst „sehen wir zwar, aber erkennen nicht“ (Mk 4,12).

Hinwendung zu den Brüdern

Der Auferstandene verlangt von Maria eine dritte Wendung: *Geh zu meinen Brüdern!* Die Suche nach Gott endet nicht in trauter Zweisamkeit, sondern im Verkündigungsauftrag. Der Weg der Gottsuche ist kein Rückzug in die private Gottseligkeit, sondern er führt in die Öffentlichkeit und in die Gemeinschaft. Der hl. Augustinus stellt die Frage, warum der Auferstandene Maria verbietet, wozu er kurz darauf Thomas geradewegs auffordert: ihn anzufassen (vgl. Joh 20,27). Es geht in beiden Fällen nicht, so Augustinus, um dieselbe Sache. Bei Thomas ging es um den Beweis, dass Jesus wirklich von den Toten auferstanden ist, bei Maria aber um etwas anderes. Bei Maria, schreibt Augustinus, sei die Aufforderung: „Lass mich los!“, „sinnbildlich gesprochen“ (*figurate dictum*), weil Maria Magdalena selbst ein Sinnbild sei, nämlich für die Kirche. Maria am Grab wollte den Menschen Jesus anfassen und festhalten. Diese Absicht weist Jesus scharf zurück. Sein Auftrag an Maria, und damit an die Kirche, lautet zu verkünden: *Ich habe den Herrn gesehen*. Die Kirche muss Christus „als dem Vater gleich“ erfassen und verkünden (vgl. Augustinus, sermo 5,7). Mit den Worten des Apostels Paulus gesagt: „Wir verkünden nämlich nicht uns selbst, sondern Jesus Christus als den Herrn. (...) Denn Gott ist in unseren Herzen aufgeleuchtet, damit aufstrahlt die Erkenntnis des göttlichen Glanzes auf dem Antlitz Christi“ (2 Kor 4,5f). Dies ist die Ostererfahrung der Maria Magdalena, und darum geht es bei der Suche nach Gott.

Justina Metzdorf OSB

geb. 1973 in Trier, Dr. theol.; Studium der Kath. Theologie, Altphilologie und Germanistik an der Universität Mainz, dort 1998-2003 wissenschaftliche Mitarbeiterin; 2003 Promotion im Fach Neues Testament und Eintritt in die Benediktinerinnenabtei Mariendonk; seit 2017 Lehrtätigkeit an der PTH St. Augustin / KHKT; Forschungsschwerpunkt auf patristischer Exegese und Hermeneutik; Ausbildung zur TZI-Gruppenleiterin; seit 2016 verantwortlich für die inhaltliche Konzeption und Organisation der „Gemeinsamen Noviziatsausbildung“ der deutschsprachigen Benediktinerinnen (www.noviziatsausbildung.de).– *Die Tempelaktion Jesu. Patristische und historisch-kritische Exegese im Vergleich*. Tübingen 2003; *Das Matthäusevangelium. Kapitel 19–21* (Novum Testamentum Patristicum 1/6). Göttingen 2017.